

vor, greift in seiner Fokussierung auf die NS-Vorgeschichte allerdings zu kurz, so dass viele Leerstellen bleiben.

Emily Marker, Black France, White Europe. Youth, Race, and Belonging in the Postwar Era. Ithaca, NY, Cornell University Press 2024. 276 S., € 28,65.
// doi 10.1515/hhz-2025-1229

Dagmar Herzog, New York

Emily Markers fesselndes Buch untersucht die Spannungen zwischen zwei zeitlich zusammenfallenden Entwicklungen in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Auf der einen Seite war das immer noch semikoloniale post-Vichy-Experiment von 1946–1958, die Union française. Dies war der Versuch des soeben befreiten republikanischen Frankreichs, die Kontrolle über seine ehemaligen afrikanischen Kolonien aufrechtzuerhalten, indem es diese einfallsreich in „Überseegebiete“ umbenannte, den früher als „Indigene“ bezeichneten Bewohner:innen formal den Status von „Bürgern“ verlieh – tatsächlich mit Wahlrecht und wenigstens partieller Vertretung im französischen Parlament – und allen die Möglichkeit versprach, die Segnungen der französischen Kultur zu genießen. Auf der anderen Seite jedoch gab es das Bestreben, die Nationen Westeuropas wirtschaftlich, politisch und kulturell zusammenzuführen – eine Anstrengung, die, obwohl sie im Selbstverständnis sowohl „ras-selos“ („raceless“) als auch säkular war, in Wirklichkeit ein gemeinsames Weißsein betonte und eine Form der protestantisch-katholischen Kooperation entwickelte, die auch im vermeintlich laizistischen Frankreich durch das rhetorische Beharren auf die großen Werten der christlichen „Zivilisation“ geprägt war. Kurzum: Die sich gerade anbahnende – wie widerwillig auch immer durchgeführte – Dekolonisierung fand gleichzeitig mit der beginnenden transnationalen Integration Westeuropas statt.

Markers genialer Schachzug besteht darin, diese miteinander verwickelten und konflikthaften Prozesse zu untersuchen, indem sie sich auf das Bildungswesen (von der Grundschule bis zur Universität) und auf eine Vielzahl von Austauschprogrammen für weiße und schwarze Jugendliche konzentriert. Fotos von fröhlichen und entspannten gemischten schwarz-weißen Gruppen in den Alpen und an der bretonischen Küste verdeutlichen das Gefühl von demokratischem Aufbruch, das diesen Initiativen innewohnte. Das Gleiche gilt für die zahlreichen Berichte junger

schwarzafrikanischer Studierender, die über die aufrichtige menschliche Wärme berichteten, mit der sie von ihren weißen Kommiliton:innen in der Metropole empfangen wurden – eine Erfahrung, die in krassem Gegensatz zu der anhaltenden verächtlichen Unterdrückung stand, die sie täglich von der weißen Minderheit in den ehemals kolonisierten Gebieten erfuhren. All dies untermauert Markers Behauptung, dass das Ergebnis der doppelten Bewegung der Dekolonialisierung Afrikas und der Integration Europas – bei der die Präferenz für das „Weiße Europa“ letztlich alle Aussichten auf ein rassisches egalitäres „Schwarzes Frankreich“ übertrumpfte – keineswegs unvermeidlich war. Indem sie auf diesem Punkt eines „beispiellosen, wenn auch letztlich flüchtigen Moments der radikalen Möglichkeit, die französische Kolonialwelt neu zu gestalten“ (S. 5 f.) besteht, knüpft die Verfasserin an neuere wissenschaftliche Trends an, die die egalitären politischen Visionen von schwarzen Intellektuellen jenseits des Paradigmas unabhängiger Nationalstaaten betonen (S. 106).

Auch wenn Marker gerade das Nicht-Unabwendbare der Nachkriegsentwicklungen betont, liegt der wichtigste Beitrag ihres Buches eigentlich in der sorgfältigen Nachzeichnung der einzelnen Schritte, durch die sich allmählich eine „Kulturalisierung“ des Christentums (das sich insbesondere gegenüber afrikanischen Formen des Islam als zivilisatorisch überlegen bezeichnete) und vor allem ein neuer „postwar racial common sense“ konsolidierten, die eine Vielzahl frischer Rechtfertigungen für die angebliche Inferiorität der Afrikaner:innen lieferten. Die politischen Entscheidungsträger in der Metropole gingen zunächst davon aus, dass Bildungsreformen und eine stärkere Interaktion zwischen weißen und schwarzen Jugendlichen in der Schule und bei Freizeitaktivitäten zugleich die rassische Toleranz unter Weißen und die Anpassung der motiviertesten schwarzen Schüler:innen an europäische Verhaltensmuster fördern würden. Ihre Kollegen in der Kolonialverwaltung waren da schon offener bigott. Markers aufschlussreiche Analyse der (ausschließlich intra-weißen) Diskussionen, die die Freien Franzosen schon 1944 in Brazzaville unter der Führung von Charles de Gaulle in hoffnungsvoller Erwartung der Niederlage des Nationalsozialismus abhielten, dokumentiert die Ansichten jener französischen Bildungsbeamten in den Kolonien, die der Meinung waren, dass Schwarze nicht einmal Lycées, geschweige denn Universitäten besuchen sollten. Die Schulbildung in den Kolonien, so es sie überhaupt gab, war ohnehin darauf ausgerichtet, Schwarzafrikaner:innen eher auf eine „praktische“ Beschäftigung in der Landwirtschaft und im Handwerk vorzubereiten, vorgeblich um junge Schwarze nicht ihren „traditionellen Milieus“ zu „entfremden“ (S. 33).

Eine der großen Stärken des Buches ist die Einbeziehung der scharfsinnigen Stimmen dutzender schwarzer französischer Intellektueller. Weder die naiv-liberalen Metropolenpolitiker noch die rassistischen Kolonialpolitiker erwarteten das glühende Engagement, mit dem die neuen jungen schwarzen Mitbürger:innen höhere Abschlüsse anstrebten, und zwar häufig in der Metropole, oder die plötzliche Menge brillant-scharfer Kritiken, die diese Studierenden an den zahlreichen Unzulänglichkeiten des – ohnehin nur zähneknirschend vorangetriebenen – Abbaus der alten imperialen Hierarchien formulierten. Sie forderten nicht nur Toleranz und „gegenseitiges Verständnis“ (S. 117), sondern tatsächliche Gleichberechtigung – sowohl in Paris als auch in ihren jeweiligen ehemals kolonialen Heimatgebieten. Albert Tévoedjriès erschütternde Kommentare (*L'Afrique révoltée*, Paris 1958) über den miserablen Zustand des Gesundheits- und Schulwesens und den hartnäckigen Alltagsrassismus der Weißen in den ehemaligen Kolonien zeigen, wie erdrückend enttäuschend die Realität war – bereits nach einer guten Dekade nach dem Jubel über den Neubeginn bei Kriegsende. Eine der Tragödien der nachfolgenden Entwicklungen besteht darin, dass weiße Politiker, die *racelessness* vorgaben, aber Angst vor antikolonialer Rebellion hatten, dazu übergingen, die Kritik der Schwarzen an der fortbestehenden Ungleichheit als „Undankbarkeit“ (S. 146) und den beredten Antirassismus selbst als „zentrale Triebkraft der anhaltenden rassischen Spannungen“ (S. 103) zu interpretieren.

Chelsea Schields, Offshore Attachments. Oil and Intimacy in the Caribbean.

Berkeley, CA, University of California Press 2023. 304 S., € 88,50.

// doi 10.1515/hhz-2025-1230

Mischa Suter, Genf

Die Geschichte des Kapitalismus geht weder einfach in Wirtschaftsgeschichte noch in Globalgeschichte auf. Kapitalismusgeschichte eröffnet dann neue Blickwinkel, wenn sie zeigen kann, wie die ökonomischen Kreisläufe des Kapitals abhängen von den weiteren Bahnen gesellschaftlicher Reproduktion: Bahnen, auf denen Arbeitskraft genährt und erhalten wird, auf denen Formen der Fürsorge soziale Bande schaffen oder auf denen Emotionen Produktions- und Konsumregime stützen. In ihrem Buch bezieht Chelsea Schields das Energiesystem des Ölzeitalters auf die Energien von Sex und Affekten, indem sie herausarbeitet, wie zentral die Regulierung von In-